Lieder sind blühende Herzensgedanken.

Lieder sind blühende Herzensgedanken,
Drängen und treiben empor an das Licht,
Sind wie der Lenz, der mit duftenden Ranken
Zärtlich die Glieder der Rosen umflicht.

Lieder sind Tau für die dürstende Seele,
Lieder sind jubelnde Laute der Lust,
Perlende Triller aus sangfroher Kehle,
Lieder sind klingende Seufzer der Brust.

Sind wie die Lerchen auf blühender Heide,
Schwingen sich leicht in den Aether hinauf,
Sind unsre Tröster im Glück und im Leide,
Schließen die Pforten des Himmels uns auf.

Josephine Moos.

Die neuen Kgl. Hoftheater in Stuttgart.

(Zu den Bildern auf S. 309.)

Zehn Jahre ist es schon her, daß das altehrwürdige Stuttgarter Hoftheater in einer Januarnacht des Jahres 1902 den Flammen zum Opfer fiel, und seit dieser Zeit mußten sich die Stuttgarter Kunstfreunde mit einem Notbau, dem „Interimstheater", behelfen. Lange Zeit schwankte die Platzfrage hin und her, bis endlich eine glückliche Lösung gefunden wurde. Wenn irgendwo, so hat hier das Wort „was lange währt, wird endlich gut" seine volle Berechtigung gefunden, denn ganz in der Nähe des alten Theaters haben nun zwei prächtige Kunststempel ihre Pforten geöffnet, um deren Erstehen sich der Generalintendant Baron zu Putlitz ein großes Verdienst erworben hat, das seinem Namen einen dauernden Ehrenplatz in der deutschen Theatergeschichte einräumt. Am Anfang war zuweilen lebhaft dem Bedauern Ausdruck gegeben worden, daß der Botanische Garten, den der König als Bauplatz zur Verfügung stellte, mit seinen stillen Denkmälern und seiner das Auge entzückenden Blumenpracht verschwinden müsse. Allein die Klage ist längst verstummt. Denn die Kunst des Architekten und Erbauers Prof. Max Littmann-München hat hier ein Bild von einzigartiger Schönheit geschaffen, das sich in die herrliche Natur mit ungesuchter Harmonie gar prächtig einfügt.

Die Gebäudegruppe erhebt sich auf dem Platz des ehemaligen Botanischen Gartens. Sie ist auf der einen Seite begrenzt durch die Schloßgartenstraße, der zwei weitere, durch Baum- und Rasenstreifen getrennte Straßen vorgelagert wurden, da auf dieser Seite die Anfahrt für die Wagen angeordnet ist. Die Front der Häusergruppe ist gegen den Anlagensee und die Mittelallee der Anlagen gerichtet; die Rückseite geht gegen die Neckarstraße und ist nur beim großen Haus gegenüber der Eugenstraße sichtbar, sonst ist sie durch die Häuser der Neckarstraße verdeckt, weshalb hier die architektonische Ausgestaltung auf jede Art von Schmuck verzichten konnte. Der ganze Komplex der beiden Theater besteht aus drei Gebäuden: Aus dem sog. Großen Haus, dem Kleinen Haus, die beide durch das Verwaltungs- und Magazinsgebäude verbunden sind, so daß man trockenen Fußes von dem einen ins andere gelangen kann und dennoch jedes feuertechnisch ein Gebäude für sich bildet, das man von allen Seiten mit Wagen umfahren kann. Das Große Haus umfaßt 1452, das Kleine 837 Sitzplätze. Ersteres dient der großen Oper und dem großen Drama, während das Kleine Haus für die Spieloper, das intime Drama und das Lustspiel bestimmt ist. Der Zuschauerraum des Großen Hauses ist mit ausgesuchter Vornehmheit ausgestattet, und in seiner künstlerischen Wirkung erscheint dieser geradezu ideal. Großartig sind ebenfalls die Einrichtungen auf der Bühne des Großen Hauses. Bei dem Kleinen Haus ist das Problem, einen intimen Raum zu schaffen, in mustergültiger Weise gelöst. Die Akustik ist wunderbar, und Stücke, bei denen es auf eine intime Wirkung ankommt, müssen hier vorzüglich zur Geltung kommen.

Was die Stuttgarter Anlage vor allen anderen auszeichnet, ist der Vorzug, daß in beiden Häusern Vorkehrungen getroffen sind, welche es ermöglichen, sie den Zwecken des Schauspiels wie denjenigen der Oper gleicherweise dienstbar zu machen. Daß die technischen Einrichtungen der beiden Bühnenräume den höchsten Anforderungen der Neuzeit an Vollkommenheit und geistreicher Durchbildung des gesamten szenischen Apparats entsprechen, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. So sind die Magazinräume mit den beiden Bühnen derartig verbunden, daß alles Material, ohne ins Freie zu gelangen, durch Schwebebahnen und Rollwagen direkt auf die Bühne gebracht werden kann. Ebenso erlaubt auch die Lage der Werkstätten (über und unter den großen Magazinen) eine ungehinderte Verbindung mit den Lagerräumen. Zur Sicherung gegen Feuersgefahr sind neben den feuersicheren Konstruktionen der Gebäude und den reichlichen Treppenanlagen umfangreiche Schwachstromanlagen, Feuermelder- und Wächterkontrolleinrichtungen angelegt.

Die Gesamtkosten belaufen sich auf rund sieben Millionen Mark, von denen etwa fünf auf das Große Haus mit Magazin- und Verwaltungsgebäude und zwei auf das Kleine Haus kommen.

Sinnsprüche.

Des Lebens Sonnenschein ist Singen und Fröhlichsein.

•

Den mich umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel, als ein jeder vermag,
O, das erfüllet mit stillem Entzücken,
O, das entwölket den düstersten Tag!

Allerlei Heiteres. — Rätselecke.

Gut erzogen. Junggeselle: „Das muß ich sagen, lieber Freund, seit du verheiratet bist, fehlt dir nie mehr ein Knopf an deinen Kleidern!" — Ehemann: „Ja, das Knopfannähen hat mir meine liebe Frau gleich in der ersten Woche beigebracht!"

Auf der Festwiese. Er: „Was machen wir, Anna, wenn wir uns im Gedränge verlieren?" — Sie: „Unsinn! Gib 's Portemonnaie her — da wirst du schon sorgen, daß wir uns nicht verlieren!"

Am Stammtisch. Barbier: „Neulich haben Sie gesagt, Sie hätten zehn Hasen geschossen, und heut' sagen Sie schon fünfzehn, Herr Förster — wie kommt denn das?" — Förster: „No ja, das wissen S' doch selber, daß sich die Hasen sehr rasch vermehren!"

Protest. Frau: „Nun, paßt Ihnen etwas nicht?" — Dienstmädchen: „Frau Rat schrieben in mein Dienstbüchlein: Fleißig, willig und treu; aber ich hab' ja gar keinen Liebsten."

Zum Ausgleich. „Immer, wenn Sie bei dem Schlachtermeister zu Besuch waren, haben Sie sich den Magen verdorben." — „Allerdings; wenn die nämlich zu uns kommen, sind sie immer sechs Personen, und ich gehe mit meiner Frau allein hin . . . Sie können sich denken, was wir da essen müssen, damit sich das ausgleicht."

Ein Froh. „Na, dem Herrn Kommerzienrat sind neulich ja als Universalerben von einem verstorbenen Onkel fünfzigtausend Mark zugefallen." — „Ja, Sie glauben nicht, wie ich mich geschämt habe, weil es dadurch offenkundig geworden, was für arme Leute ich in meiner Verwandtschaft habe."

Bettlerfrechheit. „Sie betteln schon wieder? Haben wir Ihnen nicht sagen lassen, daß Sie nichts mehr bei uns bekommen?" — „Na ja, gnädige Frau, durch die Köchin, offiziell weiß ich aber von nischt!"

Sortiert. „Wir haben uns auf einem Spaziergang kennen gelernt, beim Radfahren verlobt und sind im Automobil zum Standesamt gefahren."

Vexierbild.



Wo ist der Müller?

Silbenrätsel.

Das erste Paar hast du in dir,
Die dritte stammt von einem Tier;
Das Ganze schmeckt gewiß nicht fein,
Doch soll's dem Körper heilsam sein.

F. K.

Buchstabenrätsel.

Es muß mit R zur Höhe steigen,
Und ist mit B am Körper dein.
Im Garten ist's mit L zu zeigen,
Mit H gleicht's sanftem Lüftelein.

Z. F.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

des Aenderungsrätsels: Weizen, Wurzen, Warzen; — des Bilderrätsels: Faulheit ist die Mutter der Verderbnis.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. E. Görlach in Stuttgart.
Verlag von P. A. Sanz, Altena i. W.



№ 39. | Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt. | 1912

Der Uhrladen.

Von Marie Trommershausen.

(Schluß.)

Eines Tages trat eine ältere Dame mit zwei jungen Mädchen in den Laden. Sie teilte dem Besitzer mit, daß sie zwei gleiche Uhren für ihre beiden Töchter suche. Sie selber lebe freilich nicht in so glänzenden Verhältnissen, um eine so große Ausgabe machen zu können. Jedoch ihre Töchter hätten das Geld für die Uhren von einer Patin geschenkt bekommen. „Ihr mögt nun selber aussuchen," wandte sie sich an die jungen Mädchen.

„Wie sahen sie aus? Beschreibe sie doch!" bat die neue Uhr eifrig.

„Sie waren Zwillinge und glichen sich außerordentlich in Wuchs und Zügen. Beide hatten, feine schlanke Gestalten, goldblonde Haare, rosige Gesichter und blaue Augen. Du sahst die eine heute."

„So ist die andere tot?" rief die Uhr erschrocken.

Sie ist jetzt tot. Aber so weit sind wir noch nicht. Sie war die lebhaftere der beiden. Sobald sie sprach und sich bewegte, erkannte man die große Verschiedenheit der Charaktere. Auch eben, als die Mutter von der Dürftigkeit ihrer Lage sprach, zuckte sie ungeduldig die Schultern, und der kleine Mund verzog sich schmollend.

„Hier sind aber wirklich keine passenden Uhren, Mutter," sagte sie, und ihre Augen schweiften geringschätzig über den Inhalt des kleinen Ladens.

„O doch, Frida. Sieh, hier sind zwei ganz gleiche und wie geschaffen für uns!" rief ihre Schwester. „Findest du sie nicht wunderhübsch?"

„Entsetzlich einfach, liebste Marianne," widersprach Frida, legte aber zugleich zärtlich den Arm um die Schwester. Beide beugten sich nun über die Uhren und betrachteten sie eingehend. „Laß uns doch schönere wählen in einem großen Geschäft!" fuhr Frida bittend fort. „Wir haben Geld genug dafür. Warum müssen wir gerade hier kaufen?" — „Weil es die Mutter wünscht, Frida," versetzte Marianne im Flüsterton. „Und dann, weißt du, es wäre herrlich, Geld übrigzubehalten. Wir könnten der Mutter dann die kräftigen Speisen anschaffen, die der Doktor ihr verordnet hat. Ich bin ja überhaupt nicht für die Uhren. Sie sind in unseren Verhältnissen ein unnötiger Luxus. Es ist nur, weil die Patin will, daß wir uns Uhren kaufen."

„O Marianne, sei nicht so schauderhaft vernünftig!" rief Frida in komischer Verzweiflung. „Aber verzeih, du bist tausendmal besser als ich, und ich will auch keine kostbare Uhr haben, damit das übrige Geld für die Mutter verwendet werden kann."

Marianne küßte die Schwester herzlich und teilte der Mutter mit, daß Frida und sie die einfachen Uhren gewählt hätten. Dann wurde der festgesetzte Preis bezahlt, und alle drei verließen den Laden. „Nie werde ich Fridas liebliches, strahlendes Gesicht vergessen," setzte die gute Hausuhr langsam hinzu, „als sie sich in der Tür noch einmal



Fort ist's. Momentaufnahme von Dr. A. Vianna de Lima.

umwandte. Ich habe sie nie wiedergesehen. So waren unsere Lieblinge fort. Längere Zeit ging hin, ohne daß wir das geringste von ihnen hörten.

Auf einmal wurde eine von ihnen, die lebhafte der beiden Uhren, hergeschickt, weil sie kränkelte. Sie sollte sich in der alten Heimat unter guter Pflege erholen. Ihr Leiden bestand darin, daß sie die Schnelligkeit ihrer Gangart eingebüßt hatte. Auch war ihr Gang nicht so regelmäßig wie früher. Es war wie eine Art Asthma: plötzlich ging ihr, ohne daß sie einen Grund angeben konnte, der Atem aus, und nach einer Weile setzte er ebenso zufällig wieder ein. Die Uhr erzählte, daß dies weniger ihre Schuld sei als die ihrer Eigentümerin, die sie sehr unvorsichtig behandle. Sie lasse sie fallen, und das könne sie schlecht vertragen. Auch drehe sie ihr Uhrwerk oft aus Vergeßlichkeit nicht auf, und das sei doch die Lebensbedingung. Ihre beiden Zeigefinger stelle Frida bald vor-, bald rückwärts. Das raube ihr Kraft und Festigkeit. Und neulich habe Frida sie mit dem Gesicht nach außen in ihrer kleinen Uhrtasche getragen, sich dabei an den Tisch gelehnt. Da sei der schützende Glasschleier zerbrochen, und die feinen Glassplitter hätten sich hart auf ihre zwölf Augen gepreßt. Das mußte natürlich empfindlich schmerzen.

„So hältst du wohl nicht viel von deiner Herrin?“ fragte ich.

Da wurde die kleine Uhr ganz erregt. „Ich halte viel von ihr,“ rief sie lebhaft. „Ich liebe sie; ich mag nicht ohne sie leben. Ich möchte so rasch als möglich gesund werden, um zu ihr zurückzukehren. Sie ist so gut, so freundlich, so innig betrübt, wenn sie mich verletzt hat, und sie liebt Mutter und Schwester so warm.“

„Siehst du die andere Uhr oft?“ fragte ich weiter.

„Nicht so viel, wie ich hoffte. Marianne und Frida führen ein zu verschiedenes Leben. Marianne bleibt am liebsten daheim, Frida geht viel aus. Aber nachts sind wir beisammen. Das ist unsere schönste Zeit. Wir liegen nebeneinander auf einem Tischchen, das zwischen die Betten der Schwestern geschoben ist. Da bewachen wir ihren Schlummer und besprechen die Erlebnisse des Tages. Frida kommt oft spät heim, aber Marianne erwartet sie immer und geht nie zu Bett, ohne der Schwester den Abendsegen gelesen zu haben. Denn das Gebetbuch liegt mit uns auf demselben Tischchen. Frida ist nicht kräftig. Sie sieht oft blaß aus. Auf ihren Wangen brennen rote Rosen, und ihr Atem fliegt. Der Arzt hat die Nachtluft und das Tanzen verboten. Ich hörte die Schwestern einmal darüber reden. Marianne wünschte, daß Frida ihr verspräche, dem Befehle des Arztes zu folgen. Aber Frida lachte und behauptete, der Arzt irre sich. Sie sei gesund. Dabei blieb sie trotz aller Vorstellungen.“

„Das nimmt gewiß kein gutes Ende?“ sagte ich sorgenvoll.

„O, ich hoffe doch,“ versetzte Fridas Uhr; aber wir sahen ihr an, daß sie sich ebenfalls beunruhigte.

Nach acht Tagen war die kleine Uhr unter der ausgezeichneten Pflege unseres Besitzers wiederhergestellt und ging in ihr jetziges Heim zurück.

„Ich gehe gern,“ sagte sie beim Abschied. „Ich liebe die Menschen, ich liebe Frida; aber es ist in der Tat nicht so eitel Sonnenschein da draußen.“

„Ach, so bald hat sie das erfahren!“ seufzte die neue Uhr beklommen. Sie folgte mit Spannung der Erzählung der Hausuhr.

„Ja, so bald!“ erwiderte jene. „Es kam aber noch trauriger. Ein Vierteljahr verging. Dann erschien eines Abends in der Dämmerstunde Marianne in tiefster Trauer. Sie sah ganz verändert aus, blaß und eingefallen. Die Augen kummervoll. Wie verhaltenes Weinen zuckte es um den Mund. Sie legte ein Päckchen auf den Tisch und nahm die Hüllen ab. Da lagen in ihren braunen Kasten die beiden Uhren vor uns, die einst Marianne und Frida gekauft hatten.

„Ich bringe meine und meiner verstorbenen Schwester Uhr,“ sagte sie leise mit unsicherer Stimme. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sie zurücknehmen könnten. Bitte, bestimmen Sie den Preis, für den Sie sie annehmen wollen.“

Der Mann sah Marianne lange schweigend an. Dann besah er die Uhren und zahlte dem jungen Mädchen denselben Preis, für den er sie damals verkauft hatte. Marianne wollte ihn nicht nehmen; aber er ließ nicht nach, und sie mußte sich fügen. Ihre Stimme hatte einen gebrochenen Klang, als sie ihm dankte.

Da lagen die beiden Uhren nun wieder nebeneinander wie damals. Auch sie waren verändert, besonders die, die Frida gehört hatte. Die war schweigsam geworden, so schweigsam, wie du sie kennen gelernt hast. Die andere Uhr war es, die uns erzählte, wie alles zugegangen war.

Frida hatte die Vergnügungen nicht aufgeben wollen, und so hielt es Marianne für ihre Pflicht, mitzugehen und die Schwester zu überwachen. An einem Abend wurde Frida von zwei Männern heimgetragen. Ihr Gesicht war schneeweiß, und aus dem Munde quoll Blut. Ihre schönen blauen Augen waren geschlossen, und ihr Atem schien stillzustehen. Sie hatte einen Blutsturz bekommen, aber sie lebte noch.

„Von ihrem Bett, darauf man sie legte, stand sie nie wieder auf,“ erzählte Mariannens Uhr weiter. „Marianne pflegte sie Tag und Nacht. Ich sah es von meinem Platz auf dem Tisch, wo wir neben dem Andachtsbuch lagen. Ich sah auch Fridas Reue über ihr leichtsinniges Leben.

Oft haftete Fridas Blick nachdenklich auf mir, und ihr Ohr lauschte meiner Stimme.

„Wenn ich eher auf sie gehört hätte, Marianne!“ sagte sie wehmütig. „Wie deutlich erzählt sie es mir:

Es eilt die Zeit
Zur Ewigkeit,
Und stille steht sie nie.
Drum nütze sie!

Ich habe nicht darauf geachtet, habe meine Zeit nicht genützt, sondern dir und der Mutter viel Herzeleid bereitet. Glaubst du, daß Gott mir vergeben kann, Marianne?“

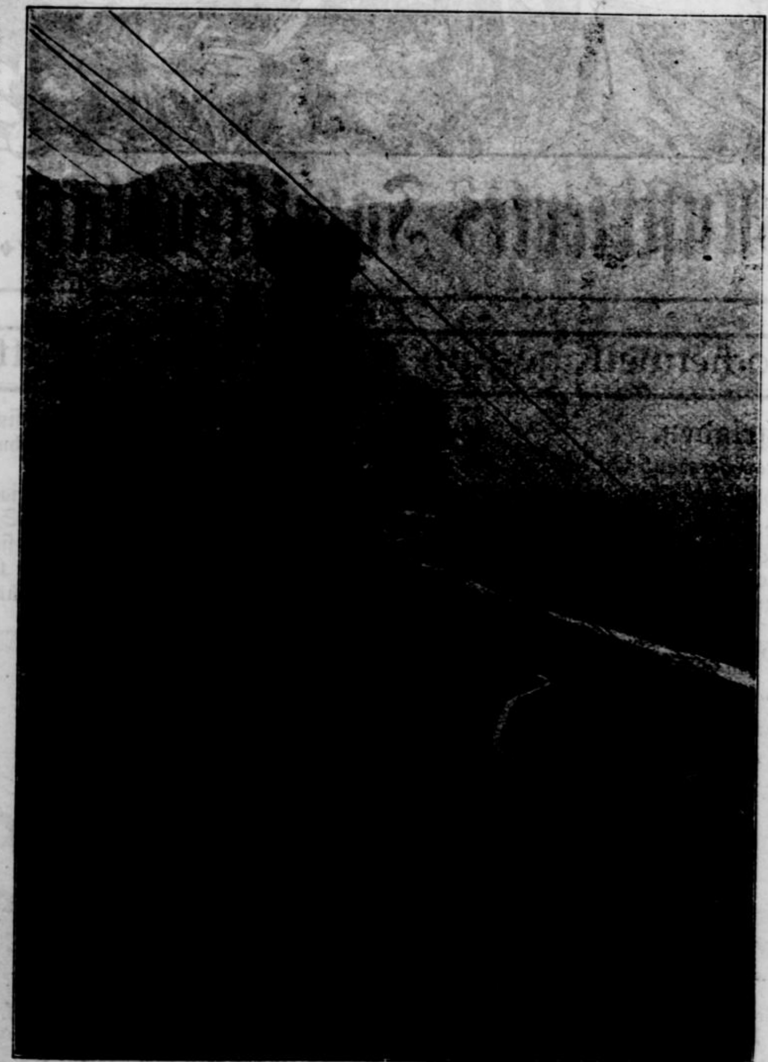
Ei, wie Marianne dann zu trösten verstand!

Die Krankheit dauerte nicht lange. Nach wenigen Wochen trugen sie Frida hinaus auf den Friedhof und betteten sie neben den Vater. Ich war auch da mit Marianne. Sie stand bleich und gefaßt neben der Mutter und hielt sie fest umschlungen. Aber Träne auf Träne rollte unaufhörlich ihre Wange herab. Ich glaube, sie wußte es gar nicht.“

„Warum kamen aber die beiden Uhren wieder hierher?“ drängte die neue Uhr erregt.

„Marianne brauchte Geld. Und obgleich sie unermüdlich schaffte, stickte und malte, hatte sie doch nicht genug. Fridas Krankheit hatte zu viel gekostet. Da mußte sie das Liebste opfern, das sie besaß: die beiden Uhren.

Das ist die Geschichte von den beiden Schwestern. Solche Erlebnisse machen still und ernst,“ schloß die gute, alte Hausuhr. „Heute aber ist mein Herz voll Jubel, weil ich Marianne, die gute, liebe Marianne, glücklich sehe. Nun ist ja alles gut, und Freude ist nach all dem Leid bei ihr eingezogen.“



Die höchste Schwebebahn Tirols. Phot. W. Müller.

Am 18. August wurde bei Meran eine Schwebebahn nach dem Vigiljoch eröffnet, die eine wunderbare Aussicht bietet; die kleinen Schwebewagen gestatten sogar einen Aufenthalt auf dem Dach während der Fahrt. Der untere Bahnhof liegt 318 Meter, der obere 1468 Meter hoch; die Länge der Bahn beträgt 2200 Meter.

Brückenschlag im Manöver.

Mit 4 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

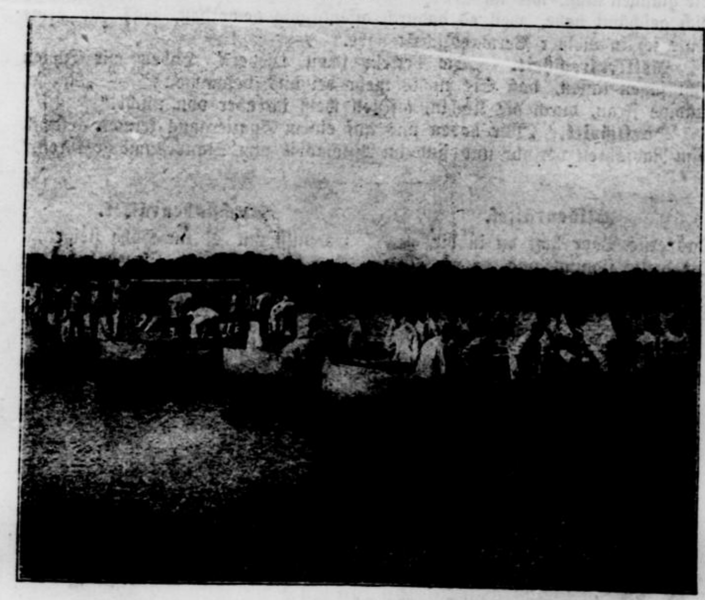
Durch die Stille des sonst noch von keinem Laute gestörten Spätaugustmorgens hört man plötzlich den Gleichtritt vieler Menschenfüße, das Rollen von Rädern und Hufschläge dem Ufer näherkommen. Gleich darauf sind sie „zur Stelle“: ein Wagenzug und eine größere Abteilung Pioniere, beauftragt mit rascher Herstellung einer Pontonbrücke für den Uebergang der „blauen Armee“. Die Trainfahrer leiten die Gefährte dicht an die Uferböschung, springen aus den Sätteln, strängen die Pferde ab und führen sie ein Stück weg, wo sie niemand im Wege stehen. Die Pioniere legen das Gepäck mit dem tragbaren Werk- und Schanzzeug ab, kleiden sich an Stelle der schweren Waffenröcke in die leichten Drillichjacken. Alles geht behend vor sich. Etwa 20 Mann ziehen auch die Stiefel aus, krempeln die Drillichhosen bis über die Knie auf und begeben sich unter Führung eines Unteroffiziers ins seichte Uferwasser. Schon haben inzwischen emsige Hände eine Anzahl Balken von den Wagen herabgeholt und reichen sie nun hurtig den Kameraden im Wasser zu. Unter deren geschickten Griffen und mit Hilfe einiger am Lande auf und ab laufender Pioniere entsteht im und am Wasser binnen wenigen Minuten ein kleines festes Gerüst, der diesseitige Brückenbock. Mittlerweile trugen und tragen die übrigen Leute die von weiteren Wagen herabgehobenen, aus Blech gefertigten großen Kähne, die Pontons, ans Ufer und stoßen sie in den Fluß. Ehe sich's der Zuschauer versieht, sind auch bereits drei, vier davon, je von zwei bis sechs Mann — je nach der Stärke der Strömung — gerudert oder durch Staken bewegt, auf dem Wege zum Holzgerüst; weitere folgen; jeder nächste treibt weiter auf die Flußmitte zu. Jetzt langt der erste vor dem Bocke an; in Entfernung einer mäßigen Balkenlänge quer davor verankert man den zweiten und ebenso weit von diesem einen dritten Ponton und so weiter.



Bau des Landungsstegs oder Brückenbocks.



Mit Brückenbaumaterial beladene Pontons.



Anlegen und Verankern der Pontons: Herstellung der Gang- und Fahrbahn.



Pioniere und Kavalleristen beim gemeinsamen Brückenschlag (Bohlensteg).

Kurze Zeit vor Beginn der Arbeit waren je eine Strecke strom-auf- und abwärts auf schwimmenden Pferden oder mit Hilfe mitgeführter zusammenlegbarer Boote mehrere Kavalleriepatrouillen aufs jenseitige Ufer „gegangen“ und hatten sich drüben ins Gelände zerstreut. Jetzt senden sie Meldereiter an den Fluß zurück, die ihre Beobachtungen einigen seitdem in einem Ponton ans andere Ufer gefolgten Offizieren mitteilen. Sie haben offenbar vom „roten“ Feinde nichts oder nichts Gefährliches bemerkt; ein Überfall während des Brückenschlags oder bald nach dessen Beendigung ist nicht zu befürchten; denn nunmehr befördern auf ein herübergegebenes Zeichen des ältesten Genieoffiziers weitere Pioniere auf zwei nebeneinander verkoppelten Pontons das Balkenmaterial hinüber, das sie dort für den anderen Brückenbock brauchen. Und alsbald entsteht da ein Gerüst gleicher Art wie diesseits.

Weitere schleunig nachgefolgte Pontons legen sich nunmehr auch drüben vor den Bock, gehen vor Anker und erhalten durch Balkenbelag ihre Verbindung mit dem Stege und untereinander, wie dies auch vom diesseitigen Ufer aus geschieht. Auf die Längshölzer legt man Bohle an Bohle quer nebeneinander; an den beiden äußeren Enden erhalten diese durch je einen in der Brückenrichtung darübergelegten und in regelmäßigen Zwischenräumen durch Schraubklammern mit dem äußersten Tragbalken befestigten Balkenriegel Sicherung gegen Verschiebungen. Diese Klammern langen je zwischen zwei Bohlen durch an deren Enden angebrachte Einkerbungen hindurch. Das Brückengeländer stellt man aus in halber Manneshöhe zu beiden Seiten der Fahr- und Gangbahn gezogenen Leinen her; aus jedem Ponton ragt ein Pfosten hart neben den Bohlenköpfen in die Höhe; um jeden davon schlingt sich das Seil. Untereinander erhalten die Pontons noch Verbindung und Sicherung durch zwei starke Stricke. Der Uebergang kann hierauf beginnen.

---

unmanche. Ich habe sie nie wiedergesehen. So waren unsere Zieh-linge fort. Längere Zeit ging ihn, ohne daß mir irgendwelche von ihnen hörten.

verhältnismäßig kurze es um den Mund. Sie legte ein Mädchen auf den Tisch und nahm die Gallen ab. Da kam in ihren Bewegungen Angst die beiden Tiere vor. Sie

Hausfrauenblätter.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren —
Das Gute können sie nicht wehren,
Denn, Gott sei Dank, es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit wärmt sie auch.

Gesundheitspflege.

Ein vorzügliches Hustenmittel ist die Unterdrückung des Hustenreizes durch starke Willenskraft. Der Hustende wird sagen, das ist leicht gesagt, aber schwer getan — das ist richtig, aber es geht doch. Je mehr man jedem leichten Kitzel zum Husten nachgibt, um so mehr und um so öfter stellt sich der Reiz zum Husten ein. Ist es erst einigemal gelungen, den Husten zu unterdrücken durch Anspannung aller Willenskraft und durch Selbstsuggestion, so gelingt das Experiment immer besser und leichter, und die Hustenanfälle werden auf ein weniges herabgemindert zur eigenen und der Umgebung Befriedigung.

Der Wert der Zwiebel ist ein mannigfacher, und jede Hausfrau weiß dieses Erzeugnis zu schätzen. Gehackte Zwiebeln, auf Butterbrot gelegt, befördern die Verdauung. Auch das Ausfallen der Kopfhaare kann man auf folgende Weise verhindern: Zu einem Liter Franzbranntwein, welchem der vierte Teil einer Abkochung von Klettenwurzeln hinzugefügt wird, setzt man drei große Zwiebeln und läßt diese Mischung 36 Stunden hindurch in der Wärme stehen und sich klären. Mit der so zubereiteten Flüssigkeit wird die Kopfhaut täglich befeuchtet, was zweckmäßigerweise abends unter Bedeckung des Kopfes mit einem Tuche zu geschehen hat.

Blumenpflege.

Die Dahlie entwickelt erst dann ihre Blütenpracht, wenn die meisten übrigen Gartenblüten dahin sind. Sie ist duftlos wie fast alle Herbstblumen. Die Hauptblütezeit setzt gewöhnlich im August ein und endet mit dem ersten Nachtfrost, kann aber noch weiter hinausgezogen werden, wenn man bevorzugte Pflanzen von Ende September ab gegen kalten Regen und Nachtfröste schützt. Ist das



Dahlie „Wunderkind".

Kraut abgefroren, so nimmt man die Wurzelkrone aus der Erde, um sie in einem frostfreien Keller, auf mäßig feuchten Sand gelegt, zu überwintern. Bei vollständig trockener Ueberwinterung werden die Knollen welk und sterben ab. An jedem Wurzelstück, das weiterwachsen soll, muß sich ein Stückchen des Grundstammes der Pflanze befinden, denn nur an diesem sitzen die Augen, die die zukünftigen Triebe erzeugen. Da die Dahlie frostempfindlich ist, darf sie auch nicht zu früh ausgepflanzt werden; die erste Maihälfte ist die beste Pflanzzeit. Jede Pflanze erfordert einen kräftigen Pfahl, der so eingeschlagen wird, daß ihn später das entwickelte Kraut dem Auge vollständig entzieht. Mit Eintritt warmer Witterung setzt in der Regel kräftiges Wachstum ein. Dann läßt man einen, höchstens drei Haupttriebe stehen, die man gut an den Pfahl bindet, während alle Seitentriebe unangeheftet bleiben. Unsere Edeldahlie wünscht keinen zu fetten Boden und keine ausgiebige Düngung, da sie dann zu stark ins Kraut geht, ohne zu blühen. Die Dahlie verlangt ausgiebige Bewässerung. Die Vermehrung der gefüllten Edelsorten erfolgt ausschließlich durch Stecklinge, deren Anzucht aber für den Liebhaber in der Regel zu umständlich ist. Zur Erzielung von Stecklingen werden die Mutterknollen im Februar in Töpfe gepflanzt und in warmen Räumen angetrieben. Die jungen Triebchen bricht man aus oder schneidet sie ab, um sie dann im Vermehrungsbeete zur Bewurzelung zu bringen. Die so gewonnenen Stecklingspflanzen erlangen im ersten Jahr nur eine bescheidene Entwicklung; zur vollen Schönheit entfalten sie sich erst vom zweiten Jahr ab.

Tierpflege.

Entenmast. Viel leichter als die Mast der Gänse ist die Mast der Enten auszuführen, da letztere sehr gierige Fresser sind. Während bei Gänsen die Einzelmast zu bevorzugen ist, werden die Enten zu mehreren zusammengesperrt, da sie dann besser fressen. Der Stall, worin die Enten gemästet werden sollen, muß trocken und reinlich gehalten werden. Wenn die Enten sich stets auf einem nassen Fußboden befinden, so geht die Mast langsamer vor sich. Bei Enten, die in einem schmutzigen und dumpfen Stalle gemästet werden, leidet die Schmackhaftigkeit des Fleisches. Gute Mastfuttermittel sind Gersten-, Hafer-, Mais- oder Buchweizenschrot und gekochte Kartoffeln mit Magermilch, zu einem Brei angerührt. Am Abend wirft man noch ganze Körner vor. Dabei darf das Wasser nicht fehlen, das im Tage wiederholt zu erneuern ist. Wenn es Grünfutter gibt, so reiche man den Mastenten nebenbei immer etwas Grünfutter. Sofern nicht zu alte Tiere zur Mast eingestellt werden, muß die Mast in 12—14 Tagen beendet sein.

Fürs Haus.

Um Rostflecke von Messern, Scheren, kurz von Stahlgegenständen gründlich zu entfernen bindet man ein Stück reines Bienenwachs in einen Mullappen, reibt auf dem erwärmten Stahlgegenstande so lange hin und her, bis sich eine dünne Wachsschicht darauf gebildet hat. Dann taucht man einen wollenen Lappen in pulverisiertes Kochsalz und reibt damit kräftig das Wachs von der Stahlfläche ab, worauf der Rostfleck verschwunden wird.

Rauchende Ofenrohre zu verkitten. Um das Rauchen aus den zusammengeschobenen Teilen der Rohre zu verhindern, macht man einen Brei aus Lehm und Wasserglas, schwärzt ihn mit Kienruß, drückt dies zwischen die ineinandergeschobenen Teile ein und wischt alles Ueberstehende gut ab.

Harzflecke, durch zu nahe Berührung mit Bäumen entstanden, reibt man an allen weißen, hellgrauen und wenig gefärbten Stoffen mit Seifenspiritus ein und bürstet sie mit reinem Wasser und sauberer alter Zahnbürste nach, worauf man sie mit reinem Leinen möglichst trockenreibt. Aus farbigen Stoffen entfernt man sie mit gereinigtem Terpentinspiritus und legt unter einem kalten Bügeleisen ein graues Löschblatt darüber, das die Reste der Flüssigkeit auffaugt. Zuletzt reibt man mit Wasser nach.

Für die Küche.

Gekochte Tomaten (amerikanisch). Die Früchte werden gebrüht und geschält, in der Mitte durchgeschnitten und die Samenkörner entfernt; dann legt man sie trocken in eine Kasserolle, gibt Salz und Cayennepfeffer, etwas gehackte Zwiebel, geriebene Semmel und gestoßene Muskatblüte dazu, läßt dies bei schwachem Feuer langsam und unter öfterem Umrühren zu Brei kochen, den man als Gemüse zu gebratenem oder gekochtem Fleisch gibt.

Tomatensalat (italienisch). Zu Tomatensalat wird eine der Zahl der herzustellenden Portionen entsprechende Anzahl Tomaten geschält und in Scheiben geschnitten. Die Kerne sind zu entfernen. Ueber diese Scheiben kommt eine Salatsauce, die aus Essig, Oel, Salz, Pfeffer und etwas Zwiebel besteht. Die Sauce ist abzuschmecken, damit sie nicht zu scharf wird. Der Tomatensalat wird genau so, wie es bei Kartoffelsalat geschieht, gut mit der Salatsauce vermischt. Manche Hausfrauen mischen unter die Sauce einen oder zwei fein zerdrückte, hartgekochte Eidotter.

Wie kommt es, daß Kinder, wenn sie älter werden, nicht mehr so schön sind, als sie es früher waren?

Jüngst umstanden mehrere Damen die Wiege eines Säuglings. Alle waren entzückt von dem reizenden Kindchen, das wirklich einem Maler als Engelchen hätte Modell stehen können, so rosig, so frisch und blühend sah es aus, so vergnügt lächelte es und schaute mit seinen großen Augen lustig in die Welt hinein. Da warf eine der Damen die Bemerkung hin: „Es ist doch wirklich merkwürdig, daß es so viele hübsche kleine Kinder gibt die, wenn sie größer werden, geradezu unschön sind. Woher mag dies kommen? Was ist schuld daran, daß dieser rosige Teint, diese reizenden Grübchen, das dunkle Blau des Auges schwinden?" Ich hatte es schon auf den Lippen, zu rufen: „Ihr seid schuld, ihr Mütter, ihr allein!" Doch rechtzeitig hielt ich mich zurück; wozu in ein Wespennest stechen?

Die Sache ging mir aber durch den Kopf. Vielleicht gelingt es dir, einige Mütter zur Einsicht zu bringen, sagte ich mir, und

Auf der Chilbi.

Schweizer Skizze von F. v. Minra.

Der Herr Professor Berthold aus Tübingen kam sich ganz verwandelt vor. Wie war es denn möglich, daß er, statt hier oben auf Rigi-Kulm auf die herrliche Umgebung zu achten, in Gedanken immer nur ein braun gelocktes Köpfchen und ein paar Schelmenaugen vor sich sah? So ein geistreicher Mann kommt doch zu anderen Zwecken in die Schweiz, als eine junge Bewohnerin derselben immer wieder verstohlen anzublicken und ihr nachzutrauern, da sie plötzlich verschwunden ist.

Gestern waren sie zusammen von Vitznau in demselben Wagen emporgefahren, die niedliche Josy mit ihrer Mutter und einem jungen Herrn und der Professor, den der Zufall zu ihrem Nachbarn gemacht hatte. Wie reizend erklärte sie ihm die romantische Gegend! Er war ja zum erstenmal hier. Und „ich", meinte sie, „bin so gut wie zu Hause auf dem Rigi". Auch hörte sich der Schweizer Dialekt von ihren roten Lippen ganz allerliebst an. Sie speisten zusammen und sahen dann einen prachtvollen Sonnenuntergang auf Rigi-Kulm. „Kann man sich etwas Schöneres denken als Helvetia, mein Vaterland?" rief Josy begeistert. Sie schaute mit großen Augen auf die nahen und fernen, in Rosenglut leuchtenden Berghäupter. „Und morgen früh haben wir vielleicht ein ähnliches schönes Schauspiel," meinte Berthold, doppelt gefesselt.

Aber er hatte sich verrechnet: Trübes Wetter, kein Sonnenaufgang, keine Josy! Die drei waren, wie der Kellner sagte, mit einem frühen Morgenzug nach Vitznau hinuntergefahren, weil „hier ja doch heut nichts zu holen sei".

Es wurde kalt hier oben, alles grau in grau! Wie Nebel lag es auf des Professors Seele. Zwei Tage hielt er es noch aus, auf einen Umschwung des Wetters wartend; dann hatte er genug. Was aber tun? Plötzlich blitzte es in seinem Hirn auf. Hatte die kleine Josy nicht von Weggis gesprochen, das nur eine Stunde von Vitznau entfernt liegt und eine der schönsten und aussichtlichsten Sommerfrischen des Vierwaldstädter Sees ist? Vielleicht wohnte sie dort oder hielt sich da auf.

Also fort! Der nächste Zug brachte ihn abwärts, und bald ließ er das Wolkengebiet hinter sich. In Vitznau strahlte die helle Sonne, und da legte auch gerade ein Dampfer an, der ihn nach Weggis brachte. Hier ging es heute sehr lebhaft zu. Nicht weit vom Landungsplatz war ein großer Festplatz mit vielen Buden hergerichtet. „Gleich kommt der Hochzeitszug!" hörte Berthold sagen. Ah, also eine Bauernhochzeit mit allen nationalen Gebräuchen, das war etwas für den gelehrten Herrn, da konnte er Studien machen.

„Erst jedenfalls das Fest ansehen, dann Josy suchen!" entschied er sich.

Jetzt ertönte eine muntere Musik, und der Zug nahte. Wie hübsch und malerisch! Hinter den Musikanten das Brautpaar, sie mit Blumenkrone und er mit Sträußchen geschmückt, dann viele andere Paare. Die Mädchen ähnlich wie die Berner Oberländerinnen gekleidet, die Burschen in weißen Hemdsärmeln, roter Weste, einer kurzen, schwarzen Samthose, weißen Strümpfen und schwarzem runden Hut. Der Zug bog auf den Festplatz ein; der Professor faßte das Brautpaar ins Auge. Siedend heiß schoß ihm das Blut zu Gesicht: Josy und ihr Begleiter vom Rigi! Sie eine Bäuerin und heute ihre Hochzeit! Der grüne Junge, den er oben kaum beachtet, jetzt vielleicht schon ihr angetrauter Ehemann, war es denn möglich? Ganz erstarrt ließ er den Zug an sich vorübergehen. Das junge Paar bemerkte ihn und nickte ihm lächelnd zu. Es kam ihm wie Hohn vor.

Freilich, es gibt in der Schweiz reiche Bauern, die lassen heutzutage ihre Töchter gut erziehen in feinen Pensionaten. Dadurch hatte Berthold sich täuschen lassen. Aber das war ja nun ganz egal. Der Hochzeitszug löste sich auf, und das Brautpaar trat scherzend an die Buden heran, die alle mit einer buntfarbigen Inschrift versehen waren.

Der Brautvater mußte reich sein: er ließ sich's entschieden etwas kosten, wenn er dies alles in Szene gesetzt hatte. Auf einer Bühne spielte die Musik weiter.

Berthold konnte nicht anders, so sehr auch sein Herz blutete, es zog ihn magnetisch in Josys Nähe. Lächelnd sah sie zu, wie ihr Schatz sich im Messerwerfen übte, und zitierte die Inschrift der Bude:

„Ziel' jetzt gut, noch einmal besser!
Wenn du's trifft, erhältst a Messer."

Fröhlich klatschte sie in die Hände, als der Jüngling wirklich das Messer bekam. Dem Professor war's, als schnitte ihm das kleine Instrument mitten durchs Herz. Dann zog Josy den Bräutigam an seinem weißen Ärmel nach einer Würfelbude.

Sie las:

„Chämid, Lüt, trülled hüt!
Mi Trülle is zwar chli,
Aber gewinne tut's man darbi."

„Nun wohl, würfeln wir!" Mit heiterem Gelächter wurde auch dies vollbracht, und das glückliche Paar zog mit zwei Gewinnen weiter.

„Nur ich habe die Niete!" dachte Berthold seufzend. Nun ging es zur Photographiebude.

„Laßt's euch photographieren, ihr Leut',
Spart's nicht auf morgen, tut's lieber heut',
Jünger werd's nimmer,
Aelter immer."

stand dort geschrieben.

„Der Spruch hat recht," rief Josy. „Komm' hinein, Schatz, wir lassen uns im Brautstand abnehmen!"

Berthold blieb draußen unterm Publikum und sah brennenden Auges das Paar wieder heraustreten.

„Du schaust aber herzig aus!" sagte der glückliche Bräutigam und blickte auf das Bild.

„Ei, du bist auch nicht übel geworden!" gab Josy neckisch zurück. „Doch, gehen wir ins Panorama?"

„Gern, mein Kind! Schau', dort oben steht:

Es ist nichts so fein gesponnen,
Der Mann da drinnen bringt's an die Sonnen.

Wer weiß, was er bei dir an die Sonne bringt!"

Berthold stand dicht hinter dem Paare und hörte jedes Wort. Warum ging er nicht fort, weit fort vom Festplatz, aufs Schiff, auf die Eisenbahn, gleich bis nach Deutschland hinein? Es war, als wenn eine unerklärliche Macht ihn festhielte. „Ach," erwiderte Josy, „das bezieht sich doch nur auf die Bilder da drinnen!"

„Ei was! Der Mann ist vielleicht doch ein Zauberer und sieht einem gewissen Mädi ins Innere, ob das Herz auch noch auf der rechten Stelle sitzt und nicht etwa auf dem Rigi abhandengekommen ist."

„Aber du!"

„Ei, sei nur still, Josy! Meinst du, ich hätte nicht bemerkt, wie der fremde feine Herr nur Augen für dich hatte und du für ihn?"

„Aber, Brüderchen, was redest du nur?"

„Ja, ja! Und als Mutter dann morgens mit uns abfuhr, weil sie der verunglückte Sonnenaufgang ärgerte, wer hat da beinahe geweint?"

„Sei doch still, Unart du!"

„Haha," fuhr der junge Mann fort, „meinst du, ich hätte dein Erröten nicht bemerkt, als der Herr — er soll ja ein Gelehrter sein — heute hier auf dem Festplatz auftauchte? Du hast ihm ja auch wohlweislich erzählt, daß wir hier in Weggis weilen. Wo mag er denn übrigens geblieben sein?"

„Still doch, Lieber! Er war die ganze Zeit immer in unserer Nähe."

„Nun natürlich!"

Lachend sah sich der Jüngling um; kaum hatte Berthold noch Zeit, sich einige Schritte zurückzuziehen. Ihm war ganz wunderbar zumute. Was bedeutete dies alles?

„Ach, da ist ja unser verehrter Reisegefährte vom Rigi," sagte der Bräutigam und reichte ihm unbefangen die Hand.

Schüchtern folgte auch Josy diesem Beispiel. „Sie wundern sich gewiß über unser Kostüm?" meinte sie. „Es ist nämlich vom hiesigen Kurverein zum Vergnügen der Gäste eine Kirchweih, hier Chilbi genannt, veranstaltet worden. Natürlich durfte eine Bauernhochzeit in Altschweizer Art nicht fehlen. Die ganze Jugend der hiesigen Sommerfrischler beteiligte sich am Zug; mein Bruder und ich übernahmen die Rollen des Brautpaares."

„Ah, in der Tat?"

Mehr konnte der erfreute Berthold nicht sagen, aber die Augen sprachen um so beredter.

„Sehen Sie, die Budenbesitzer sind alle Weggaiser Leute!"

„Und Sie, mein Fräulein, wohnen auch hier?"

„Nur auf einige Wochen, sonst in Zürich. Papa ist Professor an der dortigen Universität und wird übermorgen auch hier eintreffen."

„Aber ich denke, wir trinken in jenem Zelte dort einen guten Kaffee," unterbrach sie der Bruder. „Sind Sie vielleicht auch dabei, Herr . . . ?"

„Professor Berthold!"

„Sehr angenehm! Also gehen wir!"

Zwei Tage darauf richtete der junge Professor an den älteren, der soeben angelangt war, eine wichtige Frage, die damit endete, daß ersterer die Photographie des Bauernbräutchens und eine eigene Braut dazu erhielt.

Briefkasten für Mannheim.

Kurze Zeit vor Beginn der Arbeit waren je eine Strecke Fleisch- und Brotmarken auf jedem Arbeitsplatz. Diese wurden dann gegen Kaffee und Brot eingetauscht.

so will ich denn versuchen, den jungen Müttern zu sagen, wie es kommt, daß ihre so wohlgestalteten Kinderchen, wenn sie heranwachsen, ihre Schönheit einbüßen.

In der Wiege schon betäubt man das Kind mit dem heftigen Schaukeln; man läßt es anhaltend in grelles Licht sehen, weil es dann ruhig liegt, aber die Sehkraft leidet darunter. Um dem Kinde, will sagen, sich eine Freude zu machen, nimmt man es auf den Arm und läßt es auch im Bettchen aufrechtsitzen; das Hälschen ist noch zu schwach, den schweren Kopf zu tragen; dieser neigt sich zur Seite und wird schief; das Rückgrat ist noch zu weich und verkrümmt sich ganz, ganz unmerklich, und erst später, nach Jahren, bemerkt man, daß das Kind, wie man sagt, ausgewachsen ist. Das Kind kriecht nach Herzenslust am Boden und fühlt sich sehr behaglich. Ach, es ist schon alt genug, es muß gehen lernen. Das Kind will aber nicht, es fühlt wohl noch nicht die nötige Kraft in sich; es muß aber. Man steckt es in eine Gehschule; endlich macht ihm der Versuch selbst Spaß, es läuft, und siehe, es bilden sich Säbelbeine. Es wird sich schon wieder auswachsen, tröstet man sich; aber es wächst sich nicht aus, die häßlichen Säbelbeine bleiben. Das Kind lechzt nach Luft. Ach, des Morgens wird ja gelüftet; wenn das Fenster so oft aufgemacht wird, braucht man zu viel Brennmaterial, und in der schlechten Luft, welche von den verunreinigten Windeln, die noch bei so vielen im Zimmer getrocknet werden, verdorben ist, schwindet der rosige Teint und wird fahl und gelb. Manchmal hat das Kind gar keinen Hunger mehr; hilft nichts, es muß den Teller Suppe oder Brei herunterwürgen; es spuckt ihn aus; trotzdem wird es ihm mit dem Löffel in den Mund förmlich gestopft, weil es die Kindsfrau oder die Mutter so befiehlt, und das Kind ekelt sich und es verdaut nicht das, was den kleinen Magen überbürdet; es wird mürrisch, mißlaunig, schläft schlecht; die Augen sind matt, das dunkle Blau ist fahl, die Grübchen sind verschwunden; das Kind bekommt alte Züge.

Wenn es ins Freie kommt, da ist es ihm noch am behaglichsten, aber da wird es so schrecklich warm bekleidet, daß es sich kaum bewegen, kaum die schwere Kleidung schleppen kann. Es wird überhaupt mit der Kleidung sehr gesündigt und derselben zu viel Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Mutter schalt das Kind, weil es klagte, daß ihm die Füßchen wehtäten, es sei müde. Es wußte seine kleinen Leiden nicht besser auszudrücken; als man aber endlich durch sein Klagen doch aufmerksam wurde, bemerkte man erst, daß die Stiefel zu kurz und die Zehen dadurch gerötet und abgedrückt waren. So gewöhnt sich ein Kind einen solchen Gang an, geht einwärts oder wacklig, um die Schmerzen zu vermindern. Damals sagte die Mutter zu ihrer Entschuldigung: „Die Stiefel sind doch erst vor einem Monat gekauft.“ Ja, liebe Frau, was kann denn das Kind dafür, daß Sie nicht beachten, daß sein Füßchen wächst?

Im Sommer ist das Kind wohl besser daran; aber anstatt es hinaus ins Freie zu führen, scheut die Mutter oder Kinderfrau den weiten Weg, und Tag für Tag spielt es in dem mit Staub und Schmutz verunreinigten Sand, in dem Hunderte von vielleicht kranken Kindern vor ihm gespielt haben, und dann heißt es: „Woher nur das Kind so schlecht aussieht, woher der Husten kommt?“ Wird es größer, ach, wie gerne möchte es lärmen, laufen, springen! Das schickt sich aber nicht, macht auch die Mutter zu nervös; also schön stillsitzen, nicht durch Singen die Lunge erweitern, nicht durch allerlei Bewegungen die Glieder strecken und recken.

Kommt das Kind in die Schule, ei, wie muß es da lernen! Nicht genug, daß es in der Schule angestrengt ist, nein, jede Minute muß genützt werden. Französisch, Englisch, Klavierspiel, das muß alles bewältigt werden, alles auf einmal, ob das Köpfchen es faßt oder nicht, ob der kleine, schwache Körper standhält oder nicht. Ach, wie welk sind jetzt die Züge, wie müde der Gang, wie matt das Auge, das, wie oft, genötigt war, aus Lichtersparnis im Halbdunkel sich beim Lesen und Schreiben anzustrengen! Die Haltung ist eine lässige, schlechte: Schnell ein Mieder herbei, um dem schwachen Rückgrat eine Stütze zu verleihen, um die Wölbung des Rückens zu verbergen. Aber das Kind ist durch das Mieder im Atmen behindert: Macht nichts, es wird sich schon mit der Zeit daran gewöhnen.

Und es gewöhnt sich daran, gewöhnt sich an alles. Es singt, jauchzt und springt nicht mehr, tollt nicht mehr herum; es ist ruhig und gesittet, macht die Mutter nicht mehr nervös; aber wo ist der strahlende Blick, die roten Bäckchen mit den vielen Grübchen, wo die geraden, wohlgeformten Glieder, wo die aus den Augen sprühende Lebenslust und Lebensfreudigkeit geblieben? Wo die einstige Schönheit? All diese schönen Gottesgaben gingen unter in einer verkehrten Pflege und Erziehung.

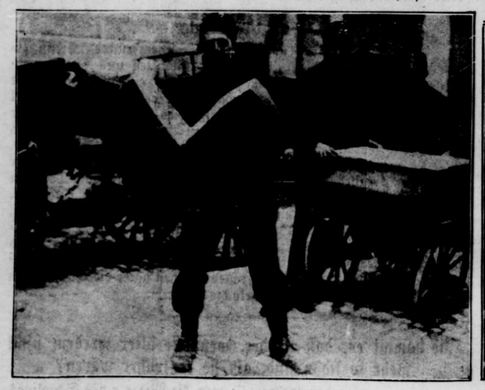
A. M. Port.



Kaiser Wilhelm und Bundespräsident Forrer.

Zum Kaiserbesuch in der Schweiz.

Auf seiner Reise zu den Schweizer Manövern wurde der Kaiser auf dem Züricher Bahnhof von Bundespräsident Forrer, sowie den Spitzen der militärischen und Zivilbehörden festlich empfangen. Der Kaiser hatte den Schweizern zu Ehren die Gardejägeruniform angelegt und schritt unter den Klängen des schweizerischen Fahnenmarsches mit dem Bundespräsidenten die Ehrenkompagnie ab.



Verproviantierung: Der Bataillons-Schweizerkäse.



Fußappell nach einem Marsche.

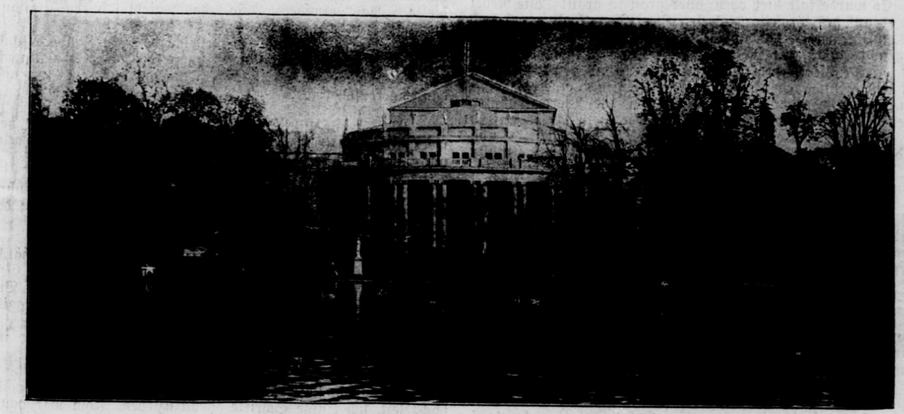
Szenen vom Beginn der Schweizer Manöver.



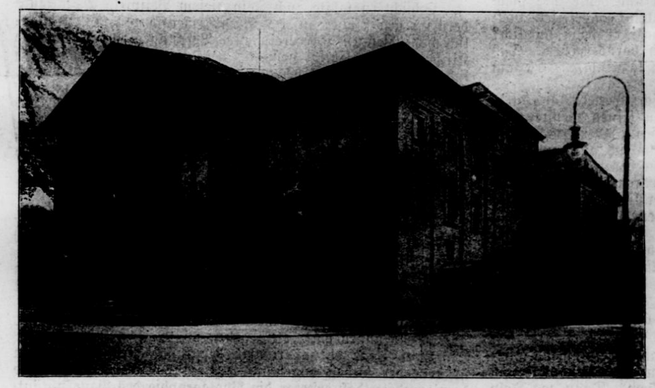
Baron zu Putlitz, Generalintendant.



Großes Haus, an der Schloßgarten- und Neckarstraße.



Großes Haus, mit der Aussicht auf den Anlagensee.



Kleines Haus.



Dr. Max Schillings, Generalmusikdirektor.

Zur Eröffnung der neuen Königlichen Hoftheater in Stuttgart am 14./15. September 1912.